

Samira Saraya (re.) mit ihren jüdischen Kolleginnen Sarah Adler und Shira Geffen bei den Internationalen Filmfestspielen von Cannes, 2014



Let's talk!

Eine lebendige Community kann nur in der Auseinandersetzung wachsen. Sie findet im Miteinander statt, im Gespräch. Auch Streit und Dissens gehören dazu, sind Mittel des Aустarierens. Als Basis sehen wir den Humanismus und Mitmenschlichkeit. Daher wollen wir an dieser Stelle künftig mit „Let's Talk!“ unterschiedliche Positionen verhandeln und zur Diskussion stellen – ganz im Sinne eines Dialogs. Wir würden uns über eure Beiträge und Gedanken freuen. Schreibt gerne an redaktion@l-mag.de

Nahostkonflikt: Wege aus der Sackgasse

Seit dem Angriff der Terrororganisation Hamas am 7. Oktober hat sich die Lage in Nahost derart verschärft, dass versöhnliche Stimmen kaum noch wahrgenommen werden. L-MAG sprach mit Samira Saraya, einer queeren Schauspielerin und Regisseurin, die für Frieden und Verständigung wirbt

Die palästinensische Israelin Samira Saraya war bei der Berlinale 2009 mit „City of Borders“ für den Teddy Award nominiert. L-MAG traf sie damals zum Interview, um mehr über ihre Beziehung zu einer jüdischen Israelin zu erfahren, die Gegenstand des Filmes war. Samira und ihre Partnerin wideretzten sich schon damals den allgegenwärtigen Tabus der Kulturen ihrer Heimat, die gleichgeschlechtliche Beziehungen und erst recht Verbindungen zwischen Araber:innen und Jüd:innen ablehnen. Samiras politischer und sozialer Aktivismus begann ursprünglich mit dem queer-anarchistischen Kollektiv „Black Laundry“, einem Bündnis aus Israelis

und Palästinenser:innen, das erstmals beim Tel Aviv Pride 2001 mit dem Slogan „No Pride in Occupation“ in Erscheinung trat. Außerdem war sie eine der Gründerinnen von Aswat, einer queeren palästinensischen Frauengruppe, die sich für die Akzeptanz von LGBTIQ+ in der arabischen Gesellschaft einsetzt. L-MAG wollte von Samira wissen, wie es ihr heute geht und wie sie die Eskalation in der Region erlebt.

„Der 7. Oktober wird in Israel der ‚Schwarze Sabbat‘ genannt“, erzählt sie. „Unser aller Leben, egal welcher Herkunft wir sind, hat sich an diesem Tag grundlegend verändert.“ Samira, die sich seit Jahren für ein

friedliches Miteinander der Menschen in Israel und Palästina einsetzt, ist das Entsetzen auch Wochen nach dem Angriff der Hamas, dem größten Massenmord an Juden seit dem Zweiten Weltkrieg, anzumerken. Denn egal, wohin die Menschen in der Region in diesen Tagen schauen, Hilfe können sie kaum erwarten. „Israel hat nur eine Kriegsregierung, quasi eine Notregierung, der jedoch der Rückhalt in der Bevölkerung fehlt“, so Samira.

Der Gazastreifen sei von der Hamas und dem Krieg durchzogen, das von Israel besetzte Westjordanland sei ein Flickenteppich: einerseits die sogenannten autonomen Gebiete

der Palästinenser:innen, andererseits die Niederlassungen der jüdischen Siedler:innen, die unter Verletzung zahlreicher völkerrechtlicher Abkommen entstanden sind. Dort herrsche zweierlei Recht: das Recht des Staates Israel für die Siedler:innen und das Militärrecht für die Palästinenser:innen, die in etwa zweihundert Enklaven festsitzen. Während Israel über das Territorium herrsche und auch weiter neue Enteignungen vorantreibe, bliebe für die Palästinenser:innen immer weniger Land übrig. Es ist eine komplexe Situation. Seit dem 7. Oktober wird der Angriff der Hamas nun auch als Rechtfertigung dafür benutzt, die arabische Zivilbevölkerung, egal wo und egal ob sie einen israelischen Pass besitzen oder nicht, zu drangsalieren. So zerstörten beispielsweise Siedler:innen Brunnenanlagen, die palästinensische Gebiete versorgen.

Auftauchen aus der Trauer

Doch was können Einzelne angesichts der aussichtslosen Situation bewirken? „Ich bin Kulturarbeiterin“, meint Samira. „Gemeinsam mit Kolleg:innen, unter anderem vom Habait Theater in Jaffa, versuche ich zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen Brücken zu bauen.“ Letztlich müssten alle Menschen in der Region zusammenleben. „Wir werden ständig daran erinnert, dass wir trotz des schrecklichen Schmerzes der Gegenwart und der Trauer der Vergangenheit keine andere Existenz haben.“ Und diese Existenz gelte es auch momentan gemeinsam erträglich zu machen. „Gemeinsam mit meinen Kolleg:innen fahre ich an unterschiedlichste Orte in Israel, zwischen Nazareth und Jaffa, Haifa und Jerusalem.“ Alles Orte, an denen Menschen, die

kulturell zu den Konfliktparteien gehören, nebeneinander leben oder wohin sie sich in Sicherheit gebracht haben. „Wir singen. Zuerst allein und immer stimmen die Menschen dann irgendwann ein. Auf Arabisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch. Gemeinsam weinen wir, lachen wir und liegen einander in den Armen. Die Gefühle müssen raus, damit wir alle gemeinsam weitergehen können.“

Anfang November seien sie erstmals nach Nazareth gefahren. „Es war ein unglaubliches Gefühl. Wir haben unter Tränen gebetet. Alte, Kinder, Männer und Frauen.“ In einem Hotel, das nun ein multikulturelles Zuhause für die Evakuierten aus Orten wie Kiryat Shmona (im Norden) und Kfar Reger (im Süden des Landes) geworden sei – vor allem jüdische Kibbutzbewohner:innen, aber auch arabische Israelis und russischstämmige Einwander:innen.

Niemand wisse, wie lange die Menschen hier bleiben müssten. „Als wir uns verabschiedeten, fragten sie, wann wir wiederkämen. Es war das erste Mal, dass wir nach fast einem Monat wieder auftauchten aus diesem unendlichen Gefühl der Trauer. Einen Moment lang konnten wir aufatmen, denn wir fanden Menschen, die in all ihrer Unterschiedlichkeit die gemeinsame Menschlichkeit erkannten. Es gab uns Hoffnung für die Zukunft.“

Eine komplexe Situation

Inzwischen sind Samira und ihre kleine Truppe noch an anderen Orten aufgetreten. Die Szenen wiederholen sich. Es ist der Schmerz, der die Menschen eint.

Amaney Jamal sieht es ähnlich. Die Wissenschaftlerin, die an der Universität Princeton lehrt und forscht, hat Anfang Oktober, also noch vor den Attacken, ihre letzten Umfra-

gen im Gazastreifen durchgeführt. Freilich sei die Situation komplex, aber anders als von Israel behauptet, dürfe man die Hamas nicht mit den Palästinenser:innen gleichsetzen, erklärte Jamal im amerikanischen Fernsehen. „Häufig wird gesagt, dass Hamas ja durch die Wahlen 2006 legitimiert worden sei“, so die Professorin. „Hamas bekam damals 44 Prozent der Stimmen. Grund war insbesondere das Versprechen, die Korruption der Autonomiebehörde in den Griff zu bekommen.“ Inzwischen sei erwiesen, dass die Hamas nicht weniger unter Korruption und Vetternwirtschaft leide. Kaum jemand würde auch bedenken, dass mehr als die Hälfte der Bevölkerung Gazas heute unter 16 Jahre alt sei – 2006 also noch nicht einmal geboren. Seither fanden keine demokratischen Wahlen mehr statt.

Ob Aktivist:innen oder Wissenschaftler:innen – in Nahost werden die Mahner:innen in diesen Tagen von den Waffen übertönt. Doch Samira Saraya und Amaney Jamal sind sich einig: Wenn alle Geiseln frei und die Toten begraben sind, werden die betroffenen Familien eine neue politische Kraft in Israel sein. Sie sind nicht länger bereit zu schweigen, sondern stellen konkrete Forderungen an die Regierung, den Geheimdienst und auch das Militär. Sie mussten einen hohen Preis dafür bezahlen, dass der Friedensprozess zu lange verschleppt wurde – gerade deshalb kämpfen nun viele von ihnen dafür, neue Wege aus der Sackgasse zu finden. Oder, um es in Samiras Worten zu sagen: Es geht nur gemeinsam.

//Sonya Winterberg